

## Miguel Sousa Tavares

### **Am Äquator** (Auszug, Goldmann 2008)

In seinem Traum begann eine Glocke zu läuten. Ihr Klang schien aus weiter Ferne zu kommen, vom Horizont her, doch dann wurde er lauter und deutlicher, bis er schließlich davon erwachte. Es drang kein Licht durch die Fensterritzen, ein Zeichen, dass es noch Nacht war. Als er sich im Bett auf die andere Seite drehen wollte, bemerkte er, dass sein Kopfkissen durchnässt und seine Haare verklebt waren. Bestimmt war gerade Sommer. Und das Läuten war die Glocke der Kirche von Alvor, die zur Frühmesse rief, und er lag unter Deck in der Koje, auf der Yacht seines Freundes Antonio Amador. Sie waren in die Algarve gefahren, es war Sommer, und sie hatten Urlaub, draußen erwartete ihn das klare Wasser der Bucht von Alvor, in das er eintauchen würde, um vollends aufzuwachen. Aber jetzt noch nicht, ein wenig konnte er noch schlafen. Alles war gut und friedlich, sein Leben leicht und frei von düsteren Ahnungen.

Doch die Glocke läutete weiter, und das war kein Rufen mehr, sondern eine Einschüchterung. Draußen glaubte er auf einmal Stimmen zu vernehmen, und ein schwaches Licht drang durch sein Fenster. Er tastete nach den Streichhölzern auf dem Nachttisch, zündete eines davon an und blickte auf die Uhr. Es war halb fünf. Da war er mit einem Schlag hellwach.

Er schob das Moskitonetz beiseite, stand auf und öffnete die Fensterläden. Der Himmel hing noch immer voller Sterne, und lediglich hinter dem Berg erhob sich ein schwacher Lichtschein. Die Glocke war endlich verstummt, dunkle Schatten huschten über das Gelände, zum Zei-

chen, dass das Weckgeläut auf der Plantage Porto Alegre vernommen worden war. Luís Bernardo sog den zarten, noch nächtlichen Vanilleduft und das frische Aroma der »verrückten Rose« ein, jener wechselhaften Blume des Äquators, die morgens weiß, mittags rosa und abends rot wie die im Meer versinkende Sonne ist. Die Dunkelheit löste sich rasch auf, doch statt hellen Tageslichts breitete sich ein weißer Nebel aus, der sich wie zähe Watte über die Erde legte. Durch den Nebel hindurch konnte er in der Ferne die Umrisse der Negerhütten erkennen, wo immer mehr schwarze verschwommene Gestalten zusammenkamen. Da erhob sich aus einer der Hütten plötzlich und ohne ersichtlichen Grund ein getragener trauriger Gesang. Eine Stimme sang in irgendeinem angolischen Dialekt ein Lied, das alle Sinne rührte und sogleich im Chor von mehreren anderen Stimmen erwidert wurde. Der Gesang wurde lauter, erfasste sämtliche Hütten, schwang weiter über das Gelände und gelangte schließlich an das Fenster des Herrenhauses, an dem Luís Bernardo den anbrechenden Morgen betrachtete. Es war ein trauriger Gesang, dem Tag gewidmet, der, in Nebel gehüllt, geboren wurde, der Sonne, die diese Menschen hinter sich gelassen hatten, dem Meer ohne Wiederkehr, das sie dort irgendwo vermuteten, jedoch nie zu Gesicht bekamen, der Nacht, die vorüber war und alle Träume begrub. Aber nein, es war gar kein Gesang, es war eine gesungene Klage. Die Klage über eine verlorene Welt, die nur noch in der Erinnerung an frühere, glückliche Tage existierte. Sie weinten um ihr anderes Afrika, das der unendlichen Weiten, der hohen, sonnenverdorrtten Gräser, der frei umherlaufenden Tiere, das Afrika des Waldes, in dem der Löwe dem Zebra auflauerte und der Leopard leise die Antilope verfolgte, das der Flüsse, die man in zerbrechlichen Kanus überquerte, zwischen Krokodilen und schlafenden Nilpferden hindurch, das der Nächte in der Savanne, wo man den Schreien aus dem Urwald lauschte und mit einem zwischen Steinen entzündeten Feuer seine Angst zu besänftigen suchte. Ein Afrika endloser Horizonte, und nicht dieses fünfzig mal dreißig Kilometer große Gefängnis, dieses klebrigfeuchte Ersticken, diese schmalen Pfade im Wald mit ihrem ewigen Übelkeit erregenden Kakaogeruch, diese Glocke, die unweigerlich morgens um halb fünf und abends um sechs und um neun Uhr läutete und ihre stets so unerbittlich gleichen und vorhersehbaren Tage begrenzte, als hätte Gott ihnen von Geburt an einen Zeitplan vorgegeben, der durch

nichts abzuändern war, weder durch Freude und Feste noch durch Tragödie und Leid. Und dort, an diesem Fenster mit Blick über die Plantage Porto Alegre, welche die titanenhaften Mühen des Barons von Água Izé an einem Ort, an dem kein Mensch je leben wollte, hatten entstehen lassen, machte Luís Bernardo die überraschende Entdeckung, dass er diesen Gesang schon einmal gehört hatte. In einer anderen Sprache zwar, doch es war genau derselbe Gesang: in Paris, wo er vor vier Jahren in der »Opera« Verdis *Nabucco* gesehen hatte. Es war das »Va, pensiero«, der Gesang der hebräischen Sklaven.

Eine halbe Stunde später wohnte der Gouverneur São Tomés zusammen mit dem Plantagenverwalter von der Veranda des Herrenhauses aus dem »Morgenappell« bei. Ungefähr siebenhundert, in Zehnergruppen angeordnete Schwarze ohne Schuhe und nur notdürftig bekleidet, um den Hals Plaketten mit dem Namen der Plantage und ihrer Vertragsnummer, grüßten wie Gladiatoren, indem sie den Arm mit dem unverzichtbaren Buschmesser in die Höhe rissen – einem kurzen Dolch, der für alles gut war, zum Grasschneiden, zum Wegeschlagen im Dschungel und zum Köpfen der schwarzen Kobra, sofern man sie rechtzeitig erwischte. Als der Vorarbeiter und seine beiden Helfer mit dem Zählen fertig waren, gab der Verwalter dem Vorarbeiter mit dem Kopf ein Zeichen, damit dieser sein »Los!« brüllte, worauf sich das Heer der schwarzen Schatten schweigend in Bewegung setzte und fast augenblicklich im nebligen Busch verschwunden war. Fünf Minuten später war die ganze Plantage wach, es ertönten Kindergeschrei und die Stimmen der Frauen, die an diesem Tag nicht auf der Plantage arbeiten mussten, der Lärm der »Decauville-Bahn«, die den Kakao einholen fuhr, der Krach der Sägen und Ambosse aus den Werkstätten und der Äxte der Holzfäller aus dem Wald. Um acht Uhr wurde die Arbeit eine halbe Stunde lang für den »Morgenimbiss« unterbrochen, die erste Mahlzeit des Tages. Später, gegen halb zwölf, gab es direkt am Arbeitsplatz das Mittagessen, und nach einer Stunde Pause (manchmal auch etwas mehr, je nach Laune des Vorarbeiters und den Ergebnissen der letzten Ernte) wurde die Arbeit bis sechs wieder aufgenommen, was unweigerlich die Stunde des Sonnenuntergangs war. Es war nicht viel und nicht wenig, es war das Maximum, das die Natur zuließ – von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang.

Um zwölf Uhr mittags, als die Plantagenglocke dreimal zum Mittagessen im Herrenhaus läutete, hatte Luís Bernardo bestimmt an die drei Liter Schweiß verloren. Er hatte die verschiedenen Werkstätten in den Nebengebäuden besichtigt – die Schreinerei, Schlosserei und Spenglerei –, das Haus des Vorarbeiters und zwei Negerhütten von vier mal vier Metern mit je einem Fenster pro Wand, das die schwache Brise einfangen und für Durchzug sorgen sollte. Er hatte sich den Kindergarten angesehen, wo ungefähr vierzig Kinder und eine Frau mit absolut nichts beschäftigt schienen, und er hatte das Krankenhaus der Plantage besichtigt, ein längliches Gebäude mit einer Art »Operationsaal« davor, in dem in Holzschränken fein säuberlich aufgereiht unzählige beschriftete Gläschen standen und daneben ein niedriger Tisch mit merkwürdig geformten eisernen Chirurgenbestecken. Dahinter der riesige Krankentrakt mit Fenstern auf beiden Seiten und cremefarbenen Eisenbetten entlang der Wände – alles in allem ungefähr fünfzig. Ein auf der Plantage ansässiger Arzt undefinierbaren Alters mit einem Äußeren, das absolute Bequemlichkeit ausdrückte, die dieser auch gar nicht zu verbergen suchte, begleitete ihn bei seinem Besuch, für den man offensichtlich Vorkehrungen getroffen hatte: Die Mehrzahl der Betten war relativ frisch bezogen, die drei schwarzen Krankenschwestern trugen gestärkte Kittel, der Boden war noch feucht vom morgendlichen Wischen, die Wände waren frisch gekalkt, und kein einziger Kranker stöhnte in seinem Bett. Alles war perfekt bis auf den Geruch nach Formalin, nach Tod, Verlassenheit, endgültigem Schweigen und Resignation, der alles durchtränkte. Luís Bernardo hörte sich schweigend die Erklärungen des Arztes und des Verwalters an, stellte keinerlei Fragen, schritt in ihrem Rhythmus durch den Bettentrakt und bemühte sich, den Kranken, die wie gefangene Tiere gekrümmt in ihren Betten lagen, nicht in die Augen zu sehen.

Vor dem Mittagessen besichtigte er außerdem die große gepflasterte Fläche, wo der Kakao auf Holzplatten in der Sonne getrocknet wurde, welche die Frauen blitzschnell wegräumten, wenn sich Regen ankündigte. Vor dem Trocknen wurde der Kakao, den die »Decauville-Bahn« – eine erst vor kurzem auf den großen Plantagen eingeführte Neuerung – dorthin transportierte, von den Frauen und Kindern geschält, ein Arbeitsgang, der »Kakaobrechen« genannt wurde. Anschließend bestand Luís Bernardo

trotz des sichtlichen Unbehagens des Verwalters darauf, mit eigenen Augen zu sehen, was den Plantagenarbeitern als Mittagessen gegeben wurde. »Das gehört zu meinen Aufgaben«, bestimmte er kategorisch, und dem Verwalter blieb nichts anderes übrig, als seinem Wunsch nachzukommen. Das Mittagessen der Arbeiter beschränkte sich an diesem Tag – und an fast allen Tagen und auf allen Plantagen, wie er später feststellen sollte – auf eine Schale Maniokbrei und einen Liter Wasser in einem Blechnapf.

Im Herrenhaus gab es – für ihn, den Verwalter, den Vorarbeiter und den Arzt – Bohnen mit gebratenem Schweinefleisch, ein Bananendessert mit Vanille und zum Abschluss Kaffee und einen Brandy, den er ablehnte. Es war ein Augenblick des Friedens an diesem schweißtreibenden Vormittag. Luís Bernardo hatte sein klitschnasses weißes Baumwollhemd gegen ein trockenes eingetauscht und genoss nun die frische Brise in dem Speisesaal, erzeugt durch den großen Fächer über dem Tisch, den zwei Bedienstete, einer an jedem Ende des Saals, während des ganzen Mittagessens in Bewegung gehalten hatten. Danach begaben sie sich auf die Veranda, die das ganze Haus umgab und von der aus man die gesamte Plantage mit ihren weißen, ziegelgedeckten Steinhäuschen überblicken konnte. Es war eine einfache, schmucklose Architektur, die Luís Bernardo an die Dörfer im Landesinnern Portugals erinnerte. Auf der Veranda ließ es sich gut aushalten, und fast wäre er der Schläfrigkeit erlegen, der Hitze, die vom Gelände aufstieg und dort auf der Veranda durch das schattenspendende Vordach gemildert wurde. Doch zuletzt rief ihn die Beharrlichkeit, mit der der Verwalter der Plantage Porto Alegre ihn zu einem Mittagsschlaf überreden wollte, zu seinen Pflichten zurück. Er ließ sich ein Pferd satteln und brach zu den Plantagen auf, wo er sich, erneut schweißgebadet, durch die schmalen Pfade zwischen den Kakaopflanzen oder die etwas breiteren zwischen den Palmen schlug. Ein emsiges Ameisenheer war hier beschäftigt, manchmal kaum von der Umgebung zu unterscheiden. Die Arbeiter rodeten, schnitten das Gras, hoben Gräben aus, pflückten den Kakao, den andere hinterher in Körben auf dem Rücken zur »Decauville-Bahn« trugen. Er sah keine Stöcke, Peitschen oder sonstige Utensilien, von denen man ihm berichtet hatte, in den Händen der Aufseher oder »Chefs des Waldes«. Alles schien ordentlich und normal zu verlaufen, wie an einem Fabrikfließband, nur dass sich diese Fabrik im Freien befand, in drückend heißem,

unerträglich feuchtem Klima. So wurden bestimmt einst die Pyramiden errichtet, dachte er bei sich, und so werden auch heute noch Weltreiche geschaffen.

Nach zwei Stunden übergab er sein Pferd der Obhut eines Aufsehers und kehrte in der »Decauville« auf die Plantage zurück, auf einem Haufen Kakao in einem der an die kleine Dampflok gekoppelten Waggons sitzend. Als es sechs Uhr läutete, genau zu Sonnenuntergang, strömten die Arbeiter aus allen Richtungen auf dem großen Gelände in der Mitte der Plantage zusammen. Sie kamen allein oder in Gruppen, die Buschmesser hingen schlaff herab, die Schultern waren gebeugt, der Schritt müde. Sie ließen sich zu Boden fallen und blieben dort sitzen oder liegen, ohne sich groß zu unterhalten, und jede ihrer Gesten drückte eine ungeheure Erschöpfung aus. Um halb sieben rief der Vorarbeiter sie zum Abendappell zusammen und ließ sie erneut durchzählen. Es hätte sich ja jemand aus einer verrückten Laune heraus für immer aus seinem Vertrag, der Legalität und »Sicherheit« des Plantagenlebens verabschieden können, um dies alles gegen die Dunkelheit des Dschungels voller Gefahren und ohne jede Zukunftsaussicht einzutauschen. Als der Appell beendet war, stellten sich die Arbeiter für das Abendessen an, das sie sich in ihren Hütten zubereiten konnten: Trockenfisch, Reis und Bananen für sich und ihre Familien – sofern sie eine hatten. Als Luís Bernardo dies von seinem Beobachtungsposten auf der Veranda des Herrenhauses aus verfolgte, erinnerte er sich an die idyllische Beschreibung dessen, was angeblich auf diese Szene folgte. Er hatte sie irgendwo gelesen, sie stammte aus der Feder eines Plantagenbesitzers von São Tomé: »Ist das Signal zum Abtreten erteilt, ziehen sie sich in ihre Hütten zurück, wo sie essen, tanzen, sich vergnüglich unterhalten, bis um neun Uhr durch das Abendläuten die Nachtruhe verkündet wird. An ihren freien Tagen, an denen sie in der Regel später schlafen gehen dürfen, organisieren sie oftmals große Trommeltänze und verleihen ihren freudigen Gefühlen mit Tänzen und befremdlichen Bewegungen Ausdruck. Sie müssen sich nicht um ihr Leben oder das ihrer Familien sorgen, stehen sie doch alle unter dem Schutz ihres Dienstherrn, der ihnen drei Mahlzeiten pro Tag stellt, ebenso Kleidung, Wohnung und medizinische Versorgung, einen in Geld ausbezahlten Lohn und die Hin- und Rückfahrkarte zu ihren Heimathäfen... Aufgrund all dieser Vorteile und Vergünstigun-

gen, aufgrund der väterlichen Anteilnahme und Unterstützung, die sie in allen Lebenslagen sowohl von ihrem Dienstherrn wie auch vom Kurator erfahren, haben die Plantagenarbeiter ein relativ beneidenswertes Dasein, weshalb es die aus Angola stammenden Schwarzen, die hier ein so sicheres Leben wie nirgends sonst führen, bei Vertragsende vorziehen, dauerhaft auf den Inseln zu verbleiben und nicht nach Angola zurückzukehren...« Luís Bernardo lächelte bei der Erinnerung an dieses Zitat, das er auswendig gelernt hatte. Er sah die Scharen von Männern vor sich, die sich schweigend und völlig erschöpft in ihre Hütten schlepten, das Buschmesser in der einen, die Nachtration in der anderen Hand, und fragte sich, ob der Autor dieser Zeilen mit den »freudigen Gefühlen« vielleicht den schmerzlichen Gesang meinte, den er am Morgen vernommen hatte. Er stellte sich vor, dass dieser Mensch vielleicht gerade in Paris im Bristol oder im Créteil residierte und sich anschickte, mit irgendeiner Sängerin in den Folies Bergère in einer Nacht das auszugeben, was die armen Schlucker, die auf seiner Plantage arbeiteten, trotz aller »Vergünstigungen und Vorteile« und »väterlichen Unterstützung« in ihrem ganzen Leben nie zusammenbringen würden, selbst wenn sie Tag für Tag von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang schufteten.

Als alle gegangen waren und das Gelände wie verlassen dalag, gab sich Luís Bernardo, auf die Balustrade der Veranda gestützt, seinen Gedanken hin. Der erste Rauch stieg aus den Hütten auf, und es war, als hätten die beiden Welten – die weiße und die schwarze – sich getrennt, als wären der Friede und die Ordnung der Natur in der Plantage eingekehrt. Doch das war nur eine kurze Illusion. Ein Schweigen, das aus dem tiefsten Innern der Erde zu kommen schien, hatte sich über den Wald gelegt und nun auch den *óbó* erfasst, wo sämtliche Geräusche wie auf ein geheimes Signal hin verstummt waren. Da erklang in der Ferne der Ruf des *ossóbó*, und der warnte den Aufseher. Einen Augenblick später ertönte das verzweifelte Geläut der Plantagenglocke, und die Frauen kamen in Scharen angelaufen, um die Bretter mit dem Kakao in Sicherheit zu bringen. Ein Windstoß erhob sich vom Meer und fuhr zwischen die hohen Baumkronen des *óbó*. Kurz darauf prasselten Regentropfen, so dick wie kleine Steine, auf die Erde nieder, Donner grollte, Blitze erhellten den Wald, als wäre plötzlich wieder Tag, und eine Sintflut ergoss sich aus der Höhe über die rote



Erde. Alte Bäume barsten, brachen mit apokalyptischem Knall entzwei und stürzten um; im Fallen streiften sie die stehen gebliebenen Bäume, als wollten sie sich von ihnen verabschieden. Der ganze Himmel, der Wald, die Erde stöhnten und brüllten, gepeitscht von Wind und Sturm. Vom *óbó* her erklang das Rauschen von Flüssen, die sich gerade erst gebildet und sogleich in reißende Sturzbäche verwandelt hatten, wie gewaltsam aus dem Schlaf gerissene Wasserfälle. Luís Bernardo war wie versteinert angesichts der Schönheit und des Grauens dieses Schauspiels. Hätte man ihm gesagt, die ganze Welt gehe in diesem Augenblick zugrunde, er hätte es geglaubt.

Der Weltuntergang, diese ungeheure Himmelschlacht zwischen Wasser und Feuer, dauerte nur eine gute halbe Stunde. Dann ließ die göttliche Wut allmählich nach, der Regen nahm ab, die leuchtenden Blitze zogen sich zurück, und der Donner grollte nur noch in der Ferne, über dem Meer. Mit einem Mal war alles vorüber. Erneut legte sich für kurze Zeit ein Schweigen über die Welt, bis aus dem *óbó* wieder die spitzen Schreie der Nachtvögel, das Rascheln im Dickicht versteckter Tiere, das sanfte Gluckern des den Berg hinabrinneenden Wassers zu vernehmen waren. Rauch stieg aus den Kaminen der Hütten auf, die Stimmen der Männer und Frauen, die Schreie der Kinder wurden lauter, und wenig später erhob sich aus einem der Häuser ein Gesang, der rasch auf die anderen übersprang und eigentlich nur ein Murmeln war, ein gesungenes, anrührendes Murmeln. Von einer plötzlichen, heftigen Traurigkeit übermannt, kehrte Luís Bernardo dem Gelände den Rücken und ging ins Haus, um sich für das Abendessen umzuziehen.

Am nächsten Morgen bestieg er in aller Frühe am Ankerplatz von Porto Alegre das Boot, das ihn zur nächsten Plantage bringen sollte. In den nächsten Wochen würde dies sein Alltag sein, geregelt durch das Läuten der Plantagenglocken. Er würde mit Fremden am Tisch sitzen, Werkstätten, Krankenhäuser und Pflanzungen besichtigen, die bedrückenden Gesänge der Schwarzen hören, die man aus ihrer Heimat Angola herausgerissen hatte, damit sie der Insel jenen Wohlstand und Reichtum sicherten, den die Plantagenbesitzer in der Ferne genossen. An der Anlegestelle fragte Senhor Feliciano Alves, der Plantagenverwalter, Luís Bernardo schließlich: »Nun, Herr Gouverneur, was für einen Eindruck hatten Sie?«



Luís Bernardo seufzte und antwortete mit einem leichten Lächeln: »Ich fand alles sehr beeindruckend, Senhor Feliciano.«

»Wirklich? Und die Arbeiter – fanden Sie auch, dass sie so schlecht behandelt werden, wie es in Lissabon immer heißt?«

»Das kommt darauf an. Für Sie, und vielleicht auch für mich, werden sie nicht so schlecht behandelt. Es gibt bestimmt Schlimmeres in Afrika. Aber wenn man sie selbst fragen würde, wäre die Antwort vielleicht eine andere.«

»Und welche, Herr Gouverneur?«

»Ich weiß nicht, Senhor Feliciano. Haben Sie sich mal in ihre Lage versetzt?«

»In ihre Lage...?«

»Ja, haben Sie sich je vorgestellt, Sie müssten zehn Stunden täglich auf der Plantage arbeiten, aufstehen, wenn die Glocke läutet, und schlafen, wenn die Glocke es befiehlt, und das alles für zwei Reis und fünfzig Centavos im Monat?«

»Also, Herr Gouverneur, das klingt mir gar nicht nach einer Äußerung für Ihresgleichen. Jeder hat seinen Platz im Leben, schließlich haben nicht wir die Welt erschaffen, sondern Gott. Und soviel ich weiß, war er es, der Weiße und Schwarze, Reiche und Arme geschaffen hat.«

»Ja, Senhor Feliciano, Sie haben ja Recht. Mein Glaube wurde nur in letzter Zeit etwas erschüttert.«

Dann stieg er in den kleinen Dampfer und ließ einen sichtlich beunruhigten Senhor Feliciano Alves zurück.